

# Berner Woche

Das kritische Ausgehmagazin  
19. bis 25. September 2019

## «Ich bin parat für den Untergang»

**Sounds** Mit «Rio Amden Amsterdam» hat Michael von der Heide sein Paradealbum eingespielt. Warum mag er den Kitsch? Warum ist er so traurig? Und warum wird er nun auch noch zum Plattenboss?

### Ane Hebeisen

«Rio Amden Amsterdam» – das klingt irgendwie nach weiter Welt, und doch schliesst es die Provinz nicht aus. Wo fühlen Sie sich wohler: im Urbanen oder im Provinziellen?

Ich mag das Unentschlossene nicht: entweder ganz urban oder dann die krude Einsamkeit des Waldes.

Viele Ihrer Songs verweisen auf eine Zeit, in der die Schweiz noch vor dem Fernseher vereint war. Damals vermochte man mit einer Showtreppe und einer fadenscheinigen Quizshow Stadt und Land zusammenzubringen. Es war die Zeit der Paolas, der Rundfunkorchester und der Fernsehballerette. Vermissen Sie sie?

Ich habe natürlich immer davon geträumt, selber einmal von einer solchen Showtreppe zu steigen. Doch als ich nach Zürich kam, waren die Treppen verschwunden. Ich vermisse diese Zeit nicht. Es war halt meine Kindheit. Man erinnert sich so gerne daran zurück, weil man damals dachte, die Welt sei in Ordnung, die Eltern würden einen vor allem Bösen beschützen, und die Fernsehorchester und die Paolas waren die Tonspur zu dieser heilen Welt. Heute weiss auch ich, wie versaut und unheil diese Welt in Wirklichkeit ist.

Sie haben einst der «Schweizer Illustrierten» erzählt, dass Sie glauben, nicht sehr alt zu werden. Gibt es diese Todesahnung immer noch?

Nein, das habe ich damals wohl aus einer rockstarmässigen Attitüde heraus gesagt. Vermutlich in der Hoffnung, man könnte mich mal vermissen. Das Einzige, was ich damit erreicht habe, war, dass sich meine Grossmutter besorgt bei meiner Mutter erkundigt hat, ob ich krank sei.

Sie werden immer wieder von Christoph Marthaler als Schauspieler aufgeboten. Welche Rolle wird Ihnen von ihm meist zugeordnet?

Nun, meist bin ich da eine sanfte Figur.

Schon hinterfragt, warum?

Nein. Marthaler mag keine Schauspieler, die Sachen hinterfragen und psychologisieren. Ich bin wohl schon so lange dabei, weil ich nie eine Frage gestellt und mich als blosses Meschenmaterial angeboten habe. (lacht)

Sie waren stets bei grossen Plattenfirmen unter Vertrag. Das neue Album veröffentlichen Sie in Eigenregie.



«Heute weiss auch ich, wie unheil diese Welt ist»: Michael von der Heide. Patrick Mettraux

Ich mache ja sogar den Vertrieb selber. Es gibt nur noch so wenige Plattenläden, dass man das heute so machen kann. Und ich fühle mich ein bisschen wie damals, als ich während meiner Ausbildung zum Krankenpfleger während der Nachtwache Demos und Briefe an die Veranstalter verschickt habe.

Wird einer wie Sie, der die Blütezeit der Plattenindustrie erlebt hat, in der neuen digitalen Welt zurechtkommen? Ich habe keine Angst. Ich bin parat für den Untergang. Ich war in meiner Karriere mit vielen Musikern unterwegs und habe mitbekommen, wie man teilweise mit älteren Künstlern umgeht. Ich

weiss also, was mich erwartet. Und auch mir wurde schon ausgerichtet, ich sei zu alt fürs Gurtenfestival. (lacht)

Wie fühlen Sie sich eigentlich: wie ein Popstar, den es auf die Kleinkunst-Bühne verschlagen hat? Oder wie ein Kleinkünstler, der von der ganz grossen Bühne träumt?

Ach, die grosse Bühne hatte ich ja schon. Ich habe mich da gar nicht so wohlgefühlt. Ich hatte die Publikumsspiele nicht so drauf – das ganze «Die rechte Seite ist aber lauter als die linke»-Zeugs.

«Sie nennen es Kitsch, ich würde dazu Schönheit sagen.»

Michael von der Heide

Sie haben wild gewuchert, in der Musiklandschaft und mit so unterschiedlichen Leuten wie Nina Hagen, DJ Antoine, Paola, Annette Humpe, Betty Legler oder Kuno Lauener kooperiert.

Ach ja. Nina und Paola waren natürlich ein Kindheitstraum. DJ Antoine hat sehr gut bezahlt, und das Lied «Where the Wild Roses Grow» mit Kuno Lauener war eine Riesenfreude – auch wenn es damals ein kleiner Skandal war. Und Annette Humpe ist eine alte Freundin von mir. Sie ist eine gnadenlose Kritikerin.

Was ist der rote Faden im Schaffen des Michael von der Heide?

Wohl meine Stimme. Annette Humpe hat einmal gesagt, sie könne Berge zum Schmelzen bringen. Das ist der Grund, warum ich ihr meine neuen Stücke – trotz ihrer Gnadenlosigkeit – zuweilen doch noch vorlege.

Ihr neues Album scheint geerdeter und weniger sprunghaft als vieles, was Sie bisher taten. Was ist geschehen?

Ich wollte wohl ein Album machen, das auch ich anhören kann, ohne das Gefühl zu haben, dass da drei verschiedene Künstler zu Werke gehen.

Und doch sind da die gewohnten Zutaten: ein bisschen Nostalgie, etwas Spass und ein sehr unverkrampftes Verhältnis zum Kitsch. Woher stammt Letzteres?

Sie nennen es Kitsch, ich würde dazu

Schönheit sagen. Und der Schönheit kann man nur unverkrampft begegnen.

«Rio Amden Amsterdam» wäre beinahe ein betörendes Balladenalbum geworden. Doch mit dem Schnipp-Jazz-Opern «Eiskalter Sommer» und dem lüpfigen «Zuhause konnte ich es noch» wird dieser Flow etwas ramponiert.

Hatten Sie Bedenken, ein allzu nachdenkliches Album zu produzieren? Ehrlich gesagt: ja. Ich hatte das Gefühl, dass da doch zwei Unterhaltungsnummern drauf sein müssen.

Sie haben vornehmlich mit Jazzmusikern zusammengearbeitet. Was ist Ihr Bezug zur Jazzmusik?

Ich hatte früher immer wieder Unterricht in Jazzgesang und musste alle Jazz-Standards draufhaben. Doch mich hat an der Jazzszene stets gelangweilt, dass da immer alle wussten, was noch Jazz ist und was nicht. Nun hatte ich den Ehrgeiz, Lieder in den Status eines Jazz-Standards zu heben, die man dort nicht wähen würde.

Es gibt auf dem neuen Album tatsächlich ein paar wunderhübsche Covers. Was hat Sie zu den folgenden Liedern getrieben: «Il est mort le soleil» von Nicoletta?

Ich habe diese Sängerin in einer Fernsehshow kennen gelernt, in der wir beide als Gäste geladen waren. Darauf habe ich mir ein Album von ihr gekauft. Sie ist umwerfend. Ihr Lied wurde später gar von Ray Charles gecovered.

«In dieser Stadt» von Hildegard Knef?

Knef hat meist mit Jazzbands gespielt oder mit grossen Orchestern und ist doch stets bei ihrem Gesang geblieben. Diese Reibung mag ich.

«Träume» von Rio Reiser?

Ich habe einmal ein Songbook von ihm bestellt und bin eigentlich über den Text zu diesem Lied gekommen.

«S'il pleuvait des larmes» von Boris Vian?

Claude Nobs hat mir immer gesagt, ich solle Lieder von Boris Vian singen. Doch er riet mir – warum auch immer – stets zum Lied «Je suis snob».

Der Schlusssatz Ihres Albums ist: «La vérité / Depuis toujours / C'est d'être aimé / Et d'aimer en retour» – ein Lebensmotto?

Es ist ein Fazit.

Mühle Hunziken Rubigen

Freitag, 20. September, 21 Uhr

### Sechs Fragen an Matthias Zurbrugg

## «Der Friedhof ist auch ein Ort für die Lebenden»



**Bühne** Der Autor und Schauspieler Matthias Zurbrugg inszeniert poetische Wörter aus Holz im Grünen. Sein neuester Spaziergang «Wort los lassen» führt über den Schosshaldenfriedhof.

Foto: Stefan Maurer

Was zieht Sie für Ihre Theaterspaziergänge immer wieder auf den Friedhof? Hier zu spielen, ist speziell. Der Friedhof ist für mich ein poetischer und schöner Ort. Automatisch wirft er existenzielle Fragen auf, übers Sterben wie übers Leben. Denn es ist ja besonders auch ein Ort für die Lebenden, um sich zu verabschieden oder um einfach so da zu sein. Und ich mag das Zusammenspiel zwischen Natur und Gartenarchitektur. Der Schosshaldenfriedhof etwa hat breite Alleen und Terrassen, aber auch verschlungene Waldwege.

Mit Ihrer Gruppe mes:arts wandelten Sie als Heinrich von Kleist (2011) und Vampir (2015) zwischen Berner Gräbern. Warum spielt jetzt die Lyrik die Hauptrolle, die Sie als anonymer Schriftsteller rezitieren?

Bei meiner ersten Inszenierung im Wortental vor drei Jahren stellte ich das

Wort «Jenseits» auf die andere Seite einer Brücke. Das ging mir nicht mehr aus dem Kopf, und ich begann, mich über Wortbilder mit dem Thema auseinanderzusetzen. Dann fragte ich den Friedhof an, ob ich dort inszenieren könne. Denn die Wörter aus 40 cm bis 4 m grossen Holzbuchstaben passen nicht nur inhaltlich gut dahin, sondern mit ihrer ruhigen Ausstrahlung auch optisch.

Wie kommen die Wörter bei den Friedhofsbesuchern an?

Bisher habe ich nur positive Reaktionen bekommen. Einmal traf ich auf eine aufgeweckte ältere Dame im Elektrorollstuhl, die alle Worte notierte. Bei den Diakonissengräbern habe sie ab dem Wort «Verschieden» hinter den gleich aussehenden Gräbern lachen müssen, erzählte sie. Denn sie sei auch der Meinung, dass ihre Pflegerinnen im Diakonissenheim sehr verschieden seien.

Das erste Theater auf einem Berner Friedhof im Jahr 2004, «Ackermann aus Böhmen» auf dem Bremgartenfriedhof, verboten die Behörden zunächst. Die Totenruhe werde gestört, hiess es. Wie war das bei Ihnen, stiessten Sie auch auf Skepsis?

Nicht auf Skepsis, eher Vorsicht. Die Friedhofsleitung, der wir das Konzept des Theaterspaziergangs über Heinrich von Kleist vorstellten, hatte bereits unser Stück «Der Totengräber» gesehen. Wir zeigten ihnen Tryouts und machten klar, dass wir mit dem Ort sensibel umgehen können. Mit der Zeit ist ein Vertrauen entstanden.

Dürfen Sie gewisse Dinge nicht?

Heikel sind frische Gräberfelder, wo noch recht oft Trauernde hinkommen. Dort gehe ich nicht hin. Auch spiele ich nicht direkt bei Gräbern, sondern auf freien Wiesen, Wegen und Mauern.

Und punkto Lautstärke?

Das ist fast kein Thema. Ich spreche ohne Mikrofon und setze dieses Mal nicht mal Musik ein. Wir haben auch schon ein Cello benutzt. Deswegen kam einmal eine Beschwerde einer Friedhofsbesucherin, die sich gestört fühlte. Aber der Friedhof ist oft gar nicht so still (wie auf Kommando ertönt im Hintergrund der Lärm von Rasenmähern). Bei Beerdigungen nehme ich besonders Rücksicht. Die Anfangszeiten des Spaziergangs sind auf das Programm des Friedhofs abgestimmt.

Céline Graf

Schosshaldenfriedhof

Premiere ist am nationalen Tag des Friedhofs: Sa, 21.9., Start jeweils 10, 12 und 14 Uhr. Bis 24.11. Im Blumenladen gibt es zudem eine Wegleitung für einen individuellen Spaziergang. www.mesarts.ch